

Die Ibisfe Ägyptens

Von Dr. Ludwig F. a. n. d. - Cairo.

Auf meinem ersten Fußmarsch nach den Pyramiden von Gizeh leuchtete es aus dem fatten Blaugrün der Felder, die rechts und links von der Landstraße liegen, mit einem Male wie weißer, frisch gefallener Schnee. Ein wunderbarer Gegensatz zu der schweren Laubfarbe des Fruchtlandes, auch da, wo es sich nur als einzelner weißer Fleck von der Umwelt abhob. Das waren Scharen jener herrlich weißen Reiher, die in Ägypten allgemein für die Ibisfe, ja von vielen Durchreisenden für die Nachkommen der echten Ibisfe gehalten werden. Die alten Ägypter heiligten sie der Göttin Toth, der Göttin der Weisheit, und balsamierten ihre Leiber ein, um sie gleich denen der Ägypter als Mumien feierlich zu begraben.

Reider ist der echte Ibis in Ägypten längst ausgerottet und wird jetzt nur noch im Sudan und in den benachbarten tropischen Ländern angetroffen. Als Angehöriger des stolzen Reiherstammes schreitet der echte Ibis auf hohen, schwarzen Ständern einher und baut kolonialweiße seine Horste auf mittelgroßen Bäumen in die Nähe des Wassers. Kopf und Hals sind federlos und schwarz, was den Ausdruck des Strennen, des Ueberlegenden, den wir schon bei unfrem Sauschorf so stark empfinden, bei ihm noch vermehrt, zumal auch der Schnabel im leichtem Bogen geschwungen ist. Die Säume der Flügel wie die Kränzelfedern, die den Schwanz als Büschel leichtwellig überhöhen, sind dunkel gehalten und spielen mit dem Richte in purpurnem Schimmer. Das ganze übrige Federgerüst ist in schneeweißes Weiß getaucht. Kein Wunder, daß man später den weißen Reiher, der aus der Ferne das farbenkleid des Ausgestorbenen vorträgt, für den echten Ibis hielt.

Aber noch ein anderer Reihervogel wird oft mit dem geistlichen Ibis verwechselt. Es ist der Glang-Ibis, von den Engländern deshalb „Glossy-Ibis“ genannt. Dieser schöne Vogel, dessen dunkler Rücken, Schwanz und Schwingen in metallischem Grün, Brust und Leibfieder in kupferigem Rot schimmern, kommt häufig auf seinen Wanderungen nach Ägypten, belacht als Zugvogel die Küsten der Seen bei Komum sowie die Ufer des Nils und seiner Kanäle in Mittelägypten. Doch niemals auf der Begründung und sich selbst zu machen. Wenn er an Größe dem verehrten Ibis wenig nachsteht, so hebt er sich doch durch dunkleres Farbenspiel wesentlich von ihm ab.

Dann und wann kommt aus den südlichen Sandstrichen auch der afrikanische, Wald-Ibis nach Ägypten herauf gewandert, und da sein Gefieder in gesättigtem Weiß schimmert, hat man ihn ebenfalls öfters für den Ibis der alten Ägypter gehalten.

Am meisten geschieht dies aber mit dem weißen Reiher, der jetzt wieder als häufigster Reihervogel die Nilufer belebt. Noch nicht lange ist es her, daß man von Cairo aus viele Kilometer zurücklegen mußte, um diesen Vogel in der Nähe zu sehen. Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts stand der weiße Reiher infolge der rücksichtslosen Rodungen, die seinen haarfeinen Rücken- und Schwanzfedern galt, vor dem Aussterben. Er hätte das Schicksal seines heiligen Verwandten geteilt, wenn ihn nicht rechtzeitig ein Gelehrter vor der Raubgier der Reiherjäger geschützt und der Tierforschungsverein (Zoological Service) zu einem der bestbelegtesten, weil nützlichsten Vögel der Landwirtschaft erhoben hätte. Wie aus Dankbarkeit gegenüber der schützenden Zoologie horsteten dann die ersten Reiherkolonien auf den Bäumen des Zoologischen Gartens in der Nähe Cairos, bis sie sich in den letzten zwanzig Jahren wieder einigermaßen über das Flachland Ägyptens verbreitet haben. Man kann sie schon wieder in dem nahen Fruchtland von Gizeh beobachten, wo der Büffel den Boden umpflügt oder behaglich wiederkäuend im Riecht, als ungetrennter Helfer der Feldarbeit. In den Furchen sammeln sie die Körner, Riser und Larven, dem Büffel lassen sie das Ungeziefer ab und vernichten in Mengen die gefährlichen Heuschrecken. Mit Vorliebe baut der Reiher seinen Horst auf der Uferbäume der Kanäle und zieht im Februar-März aus drei bis vier Eiern eine Brut auf. Während in den Wintermonaten November bis Ende Februar das Gefieder des Vogels in blühendem Weiß erglänzt, wachsen dem Männchen im Sommer am Kopf, Rücken und Schwanz die haarfeinen, braunen Kränzelfedern, die seinen Artnamen „Egret“, d. h. Reiherbüsch erklären.

In früheren Jahren blinkte und blühte es allenthalben im Delta-Land von dem schimmer-

den Weiß dieser Vögel, die zu Kolonien von 500 und mehr in den Tamariskenbäumen um die Landseen horsteten. Ein herrliches Naturbild, den ausgewachsenen Vogel gleich einer Statue aus Marmor auf dem dunklen Ast einer Sykomore stehen zu sehen. Nicht schwer fällt es dann den Dragomanen, die Reisenden, die von solchen Bildern gebannt sind, für die Sagen vom heiligen Ibis gläubig zu stimmen und ihnen den weißen Reiher als Nachkommen des einst hier heimischen, echten Ibis vorzustellen. Aber indes den von den alten Ägyptern geheiligten Ibis in Ägypten selbst noch sehen will, dem bleibt nichts übrig, als aus der lebendigen Natur zum Totenfriedhof, in diesem Falle zum ägyptischen Museum in Cairo zu pilgern. Dort findet er unter anderen geheiligten Tierleibern auch den Ibis, den „Ibis religiosa“, noch als Mumie verwahrt.

Tragödie in der Wüste

Von M. J. Ben-Gabriel-Jerusalem.

Vor kurzem brachten Reisende aus der Wüste die Meldung, daß man auf dem Wege von Damaskus nach Bagdad zwanzig tote Reisende gefunden habe. Glücklicherweise stellte sich diese Meldung als übertrieben heraus, doch bleibt auch das, was sich als wahr erwies, noch schrecklich genug. Der Vorfall, um den es sich handelte, war folgender:

Für gewöhnlich fahren die Autos, die den Verkehr zwischen Syrien und Mesopotamien aufrecht erhalten, in Karawanen, das heißt, immer mehrere gleichzeitig, auf der seit mehreren Jahren befahrenen Straße über Hatba, die seit den letzten großen Beduineneinfällen durch Aeroplane und gelegentlich auch durch Panzerautos absperrt. Vor kurzem nun fuhr ein großes Auto mit fünf- und zwanzig Insassen aus unbekannter Grundsache allein von Damaskus ab. Während der Fahrt wurde dem Chauffeur, einem Araber, der die Strecke genau kannte, plötzlich unwohl. Es überfiel ihn eine Art Schlaganfall, so daß er unfähig war, den Wagen zu steuern. (Der müßig handelte es sich um einen Sonnenstich, da die Schlaganfall in dieser Gegend unbekannt ist.) Sein Beifahrer, ein Amerikaner, mußte nun die Steuerung des Wagens übernehmen. Aber wie sich bald herausstellte, hatte das Auto sich verirrt. Mit Mühe und Not brachte man den Chauffeur wieder zur Besinnung, doch konnte auch er den vorgeschriebenen Weg nicht finden, sondern steuerte immer tiefer in die Wüste hinein. Mehrere Tage fuhr das Auto so kreuz und quer, ohne weder auf eine Oase noch auf ein Brunnenloch zu stoßen, so daß allmählich den Reisenden das Wasser ausging. In der größten Not erbaten sich drei von ihnen, einen Brunnen oder ziehende Beduinen zu suchen. In höchster Angst, bald tot vor Durst, warteten die Zurückgebliebenen einen Tag und eine Nacht, der unbarmherzigen Sonne und der schneidenden Nachtkälte ausgesetzt, ohne daß die Ausgezogenen zurückkehrten.

Endlich kam die Rettung. Ein Aeroplane, der in Amman im Ostjordanland aufgestiegen war, entdeckte das als verloren gemeldete Auto und verfrachtete das Fliegerkommando in Amman. Sofort wurden zwei Autos von dort ausgeschickt, die mit großer Mühe durch die Wüste kamen. Zuerst fand man die drei, die auf Rettung ausgezogen waren. Zwei von diesen waren bereits tot, während der Dritte im Sterben lag. Bei dem einen der Toten, dem armenischen Beifahrer des Chauffeurs, fand man ein Notizbuch, in das dieser bis zum letzten Augenblick Notizen gemacht hatte. Auf Grund dieser Aufzeichnungen gelang es den Rettern, das Auto zu entdecken. Ihnen bot sich ein schauerlicher Anblick. Wie leblos lagen die Passagiere um den Wagen, einige waren sich in schmerzlichen Krämpfen. Die Untersuchung der Leute ergab, daß sie, als der Durst aufs höchste gestiegen war, in ihrer Verzweiflung den Benzinvorrat des Autos ausgetrunken hatten. Als nun inzwischen auch aus Bagdad Hilfe herbeigekommen war, gelang es, die Toten und die zwanzig Vergifteten nach Bagdad zu bringen, wo letztere mehrere Tage lang zwischen Leben und Tod schwebten.

Dies ist auf der Strecke Bagdad-Damaskus der dritte große Zwischenfall während des letzten Jahres. Im Vorjahre überfiel ein furchtbarer Sturm eine Kolonne und zerstörte zwei Reisende, vor einigen Monaten wieder überfielen Beduinen eine Karawane von Autos. Die Beduinen, die ganz modern in Autos herangekommen waren, suchten den irakischen Ministerpräsidenten Nasir el as-Said, mit dem sie eine Privatrechnung zu de-

gleichen hatten. Ein Reckender wurde schwer verwundet. Er konnte nur dadurch gerettet werden, daß ein Flugzeug ihn nach Bagdad brachte, wo im letzten Augenblick noch die rettende Operation vollzogen wurde. Wie man sieht, ist eine Reise durch die Wüste auch heute noch mit Gefahren verbunden.

Gorillajagd in Westafrika

Von Herbert Elvers.

In der Absicht, für den Londoner Zoologischen Garten einen Gorilla lebendig zu fangen, hatte sich ein englischer Großwildjäger, Alexander Barns, vor einigen Monaten nach Westafrika begeben. In Spanisch-Guinea stellte er eine Fang-Expedition zusammen, die weit im Innern, im Dorfe Wimbli, wartete, bis die ausgedehnten Späher die Anwesenheit von Gorillas meldeten. Die Riesaffen waren in einer engen Felschlucht nicht weit von Wimbli gesichtet worden. Barns machte sich sofort mit einer Anzahl Eingeborenen, die Netze und alles sonst für den Fang Nötige schleppten, nach der Schlucht auf, die etwa dreihundert Meter breit und erheblich mehr als doppelt so lang war. An drei Stellen schloffen sie abstellende Gänge wie ab. Auf ihrem Grunde schlängelte sich ein kleiner Bach zum Campfluß hin; seine Ufer waren dicht mit dem Rohr von Gewürzplanzen besetzt, deren Duft die Affen unweiderstehlich anzieht.

Der Schlachtplan ging dahin, die Netze in weitem Bogen aufzuspinnen, worauf die Treiber in großem Saalbereich von der anderen Seite der Schlucht die Gorillas auf sie zu drücken sollten, indem sie durch Schreien, Schloßen von Stöcken gegeneinander einen möglichst großen Lärm verursachen sollten. Durch Schwenken eines weissen, an eine lange Stange befestigten Taschentuches wollte Barns das Zeichen zum Beginn des Treibens geben. Zwei schnell hinter einander von ihm abgegebene Schüsse bedeuteten, daß ein Gorilla in den Netzen war und die Träger der übrigen Netze schleunigst herbeiziehen sollten.

Die Treiber befanden sich auf dem Wege nach ihren Plätzen. Barns sah wartend hinter den ausgespannten Netzen, bis die vorbereitete halbe Stunde, nach deren Ablauf er das Zeichen zum Beginn des Treibens geben sollte, herum war. Aus der Tiefe der Schlucht ertönten die verschiedenartigen Geräusche. Vögel vollführten einen Stollenlärm, unruhliche Insekten summten, darüber brüllte die Hitze tropischen Mittags. Hin und wieder hörte der wartende das Knachen eines abacbrochenen Zweiges, ein Zeichen, daß die Gorillas noch in der Nähe waren. Die halbe Stunde war nahezu verstrichen, Barns wollte gerade das vorbereitete Signal geben, als aus dem Busch vor ihm ein drohendes Fauchen ertönte. Dann hörte man in einiger Entfernung das Klaffen einiger Hunde, dem das gereizte Zischen und Brüllen eines wütenden Gorilla anmischte. Einige Hunde der Treiber waren zu früh losgekommen und hatten auf eigene Rechnung eine kleine Gorillajagd veranstaltet. Da aber der Affe sich in geringer Entfernung von den Netzen befand, gab Barns sofort das zweite Signal, indem er seine Büchse zweimal abfeuerte. Er hatte kaum das Gewehr abgelegt, als an der anderen Seite des Netzes, an dem er stand, ein schwarzer Schatten durch die Bäume lief. Im nächsten Augenblick streckte ihn furchtlicher Schlag den Körper zu Boden. Barns wußte nicht wie ihm geschah. Mühsam richtete er sich auf. Das Netz, in dem der Gorilla gefangen werden sollte, hatte wie irr sinnig hin und her. Der starke Pfahl, an dem es hing, war dicht über dem Boden glatt abgebrochen. Ihm verdankte Barns die unerwartete Kopfweh. Wenige Meter entfernt tobte eine schwarze Masse. Es war der Gorilla, der halb taumelnd, halb tollend sich am Netz entlang bewegte. Barns wollte zur Büchse greifen, aber bei dem furchtbaren Schrei vorhin hatte sich die Kammer geöffnet, die Patronen lagen verstreut am Boden. Ehe der Jäger wieder neu geladen hatte, war das Tier im Dickicht des Urwaldes verschwunden.

Damit war die Jagd zu Ende. Die ganze Affenherde hatte sich schleunigst aus dem Staube gemacht und ließ sich in der Nähe von Wimbli nicht mehr sehen. Erst Monate später gelang es Barns, in einer anderen Gegend nach Ziele zu kommen einen prächtigen, ausgewachsenen Gorilla in seinem Neze zu fangen und nach England zu bringen.

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: H. A. S. A. Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 40

Mittwoch, 3. Oktober

1928

Zeitab vom Hönnetal

Im Corpetal (Kreis Arnberg) ist eine große Talperre im Bau, die rund 80 Millionen Kubikmeter Wasser fassen soll. So manch einer möchte sich die Bauarbeiten einmal ansehen. Wenn die Wege jedoch durch längeren Regen allzu aufgeweicht sind, empfiehlt sich ein Besuch nicht. Da würde man ihn schon besser bis zur Fertigstellung des Staues aufsparen. Wir



fahren bis Klusenstein im Hönnetal, gehen einige Schritte hönneaufwärts bis zur Steinbrücke, an der das 1. Zeichen der Hauptmauer der Strecke 4 des Sauerländischen Gebirgsvereins steht, verlassen diese an der geschlossenen Reithöhle aufwärts über Gut Wädingen 1/2 Stunde lang bis zum Dorf Brochhausen. Hier biegen wir links auf der Straße 18. 18 Meter ab. Ein stiller Waldweg bringt uns allmählich in knapp 1 Stunde über 200 Meter höher bis zum Walderdörfchen (515 Meter). Die Kuppe selbst, die leider keinen Aussichtsturm mehr trägt, hält sich links vom Wege und ist noch 35 Meter höher. Nach Ueberquerung der Straße 1 folgen wir dem zerlöcher Weg immer durch schönsten Laubwald, dessen Fernsicht gerade im Herbst beräuschend schön sein kann. 1 Stunde bergab, um in Balve (294 Meter) zu landen. Friedlich hat sich das Städtchen im Hönnetal eingebettet. Kürzlich wurde dort ein kleines, feines Heimatmuseum eröffnet. Noch ungefähr 10 Minuten bleiben wir auf der Straße 1, halten uns dort, wo dieser Waldweg rechts von der Landstraße abbiegt, bis wir geradeaus auf einem Ortswege, der uns bis Mellen auf der Landstraße, von da ab auf einem schönen Feld- und Waldwege von Balve aus in 2 1/2 Stunden quer über das Corpetal hinweg und dann über den Berg „Auf'm Stück“ (419 Meter) nach Sundern im Hönnetal bringt, sodas wir im ganzen noch nicht 5 Stunden auf den Weiden waren. Von Sundern aus benutzen wir die Kleinbahn bis Rehme-Hüften und von hier aus die Reichsbahn zur Seimfabrik. Auf den Blättern „Ferien und Arnberg der Sauerlandkarte 1:50.000 vom Sauerland-Verlag zu Iserlohn ist die Strecke genau verzeichnet.

Das Schicksal deutscher Dome

Von Dr. Fritz Schmidt.

Ergreifend ist das Schicksal so vieler deutscher Dome, besonders das der ehrwürdigen, gottlichen Bauwerke am Rhein. Jahrhunderte, ja mehr als ein Jahrtausend haben sie hinaus gestaut über Zeit und Geschehen hinweg, haben den Ufern des Rheinstromes das besondere Gepräge gegeben. Derweilen Geschlechter kamen und gingen, Kriegsvölker an ihren Mauern vorüberzogen, ihr Inneres zu Magazinen und Pferdeställen mißbraucht wurde, haben sie geruhig dem wirbelnden Treiben der Zeit zu. Sie, die von kühner Mei-

sterhand erbaut sich zum Himmelsgewölbe aufrechten und mit der Stimme ihrer Glocken an Einkehr und die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnten, die das Symbol der jubelnden, machtvollen Kirche alle Zeit waren, schienen äußerlich dem Verfall zu trogen, wenn auch ihre Steine verwitterten und grau wurden und ihre Türme sich mit Patina überzogen.

Es schien nur so. In den letzten Jahrzehnten mehrten sich die Notrufe aus jenen Rheinländern; denn Einsturz droht den ehrwürdigen Kulturdenkmälern, Risse durchziehen die Wände, die hochgewölbten Bögen. In den Türmen bröckelt es und die Fundamente vermögen die schwere Last des Baumwerks nicht mehr zu tragen. Der nagende Zahn der Zeit macht sich überall erschreckend bemerkbar, die Baumeister untersuchen genauer und finden, daß schnelle, ja eilige Hilfe nottut.

Ziehen wir am ganzen deutschen Rhein entlang, so wie es Könige, Mitter, Bischöfe und Kaufleute im Mittelalter getan haben, die Gotteshäuser, die wir auf unseren Wegen treffen sind alt, uralte und können viel erzählen, sei es in Clove, Aachen, Kanten, dem heiligen Römischen Reich, die Straßen am Rhein, die den Völkern Schicksal wurden, auf denen die Kultur damals in leuchtenden Gewändern manderte und sich Kanäle ins übrige Deutschland suchte, gehören zu der Geschichte jener herrlichen Dome. Wenn wir heute in diesen Kirchen bröckelnde Wände finden, Risse im Mauerwerk, und Rastern im Gebälk vornehmen, so prüfen wir wie nirgendwo den Geist der Jahrhunderte.

Am schlimmsten hat es wohl um den Dom in Mainz, der goldenen Stadt, gestanden, dessen Schicksal geradezu tragisch ist. Erzbischof Willigis war der Gründer und Erbauer. Mit großer Festeitigkeit wurde dieser Dom 1009 eingeweiht. Doch schon am Tage der Einweihung wurde er ein Raub der Flammen. Willigis schritt sofort zum Neubau und Bischof Baldo vollendete ihn 1086. Dieser Willigis-Bardo-Dom brannte 1081 wiederum vollständig nieder. Kaiser Heinrich IV. ließ erneut aufbauen und 1137 wurde der Dom, der der Kern des heutigen ist, fertig. Neue Brände und ein Erdbeben verursachten neue Schäden. Immer wurde aber mutig wieder erneuert und ausgebessert. Als die Gotik vom Westen her siegreich in die deutschen Lande einzog, wurden die alten romanischen Seitenschiffe durchbrochen und an der Süd- und Nordseite legte man einen reich gegliederten gotischen Kapellenkranz an und die romanischen Türme wurden durch gotische, mit spitzen Holzbleim gekrönte Geschosse erhöht.

Baumeister Weckerlin vollendete 1408 den Kreuzgang. Mehr als fünf Jahrhunderte war der Dom von Brandschäden verschont geblieben und diese Jahrhunderte hatten das Innere mit einer Fülle von Kunstwerken und Altären ausgestattet. Dann schlug 1767 der Blitz in den hohen Turm und in wenigen Stunden waren die Dächer zerstört. — Der Turmbau wurde dann eine künstlerische Meisterleistung. In herrlicher Pracht erhebt er sich und wird in deutschen Ländern seinesgleichen nicht finden. Rokoko und Gotik sind hier innig vereint. Raum aber war das Kunstwerk vollendet, da belagerten die Franzosen Mainz, die den Dom beschossen und viele Kunstwerke entwendeten und zerstörten. Der Dom mußte als Magazin und Stall dienen. Man hatte sogar die Absicht, den Bau niederzulegen; da konnte ihn Bischof Colmar durch seine Fürsprache retten. Vom Jahre 1803 ab durfte im Dom wieder Gottesdienst abgehalten werden. Nachdem nun Bischof Retter die Domrenovierung beendet hatte, konnten dem Dom von außen her eigentlich keine Schäden mehr erwachsen. Umso wunderbarer war man, als sich immer mehr Risse

gebildet und der Verputz abbröckelte. Geradezu unheimlich war es, wenn während des Gottesdienstes polternd der Mörtel von den Wänden brach. Es mutet wie ein Wunder an, daß niemand der Kirchenbesucher verletzt wurde. Ueber zehn Jahre stand man vor einem Rätsel, die Risse klafften weiter und manchmal ging ein berstendes Stöhnen durch die hohen Längsschiffe.

Endlich untersuchte man auch die Fundamente, auf die bisher niemand gekommen war. Das Bild, das sich den Baumeistern zeigte, muß unheimlich gewesen sein. Es zeigte sich, daß die Fundamente hohl standen und daß sich zwischen den Fundamenten und dem Mauerwerk Schichtenräume manöbeln bis zu einem Meter Breite gebildet hatten, ja, daß sich teilweise die Fundamente nur noch durch ihre Mörtelbildung freischwebend mehrere Meter lang hielten. Welche Gefahr für den Dom und für den Kirchenbesucher! Konnten nicht plötzlich die Mauern einstürzen und die schweren Gewölbe die Gläubigen, die zur Messe versammelt waren, unter sich begraben? Klaffen doch schon in den Türmen Risse, die die ganze Länge des Turmes einnehmen und die zu stehenden Zentimeter Weite besitzen, die die Galleriebrüstung sprengen und deutlich den Verweis erbracht, daß die Fundamente nachgeben und die Türme ausweichende Bewegungen machen. Eine ungeheure Gefahr!

Die Baumeister des Mittelalters hatten zu Beginn des Dombaues keinen tragfähigen Grund gefunden und schritten zur Pfahlgründung, d. h., sie trieben bis eineinhalb Meter lange Pfähle senkrecht in den Boden, Pfahl an Pfahl, und auf diesem dadurch verdrängten Untergrund bauten sie die Grundmauern, so sogar die langen Tragpfeiler, die durch ihre eigene Schwere und durch das, was sie zu tragen hatten, ein ungeheures Gewicht darstellten, gründeten sie auf solche Weise. Dazu kam noch, daß der Boden durch den Rhein dauernd Grundwasser führte. Das hatte ja ein Gutes: solange die Pfähle umspült waren, konnten sie tragen. Mit der späteren Senkung des Rheinpegels ging aber auch das Grundwasser zurück und die Pfähle begannen zu vermodern.

So war die Not groß, der Bau dem Verderben anheim gegeben und konnte jeden Augenblick in sich zusammen stürzen. Gelder mußten beschafft werden und wurden auch opferwillig bereitgestellt. Alle Fundamente mußten neu unterlagen werden. Durch vier Arbeitsschritte, angelegt an der Innenseite, brachte man mit größter Schnelligkeit Betonpfeiler unter das alte Tragmauerwerk der Fundamente. Von einer vorherigen Abstützung des Mauerwerks wurde abgesehen, weil man befürchtete, Bewegungen im Baumerk hervorzuufen, die den Einsturz zur Folge gehabt hätten. Sodann wurde im sogenannten Stollenbetrieb Meter um Meter die Sicherung der Grundmauern durchgeführt. Eine mühselige Arbeit. Insgesamt wurden vom 1. Januar 1925 bis zum 1. Januar 1928 fast tausend fünfzehnhundert Kubikmeter Betonfundamente hergestellt. Zirkel eintaufendvierhundertdreißig Eisenbahnwaggons Ries und Zement wurden verarbeitet und bisher sind vierhundertfünfzig Meter begehbarer Arbeitsstollen schon geschaffen worden.

Die Arbeiten gehen weiter. Noch müssen mehrere tausend Kubikmeter Betonfundamente ausgeführt werden. Diese Rassenleistung war bisher nur möglich, weil man hochwertigen Zement verwendete, der innerhalb zwei bis drei Tagen eine große Härte erreichte, sodas man ohne Unterbrechung weiter arbeiten konnte. Die gesamten vermoderten Holzpfähle, die unsere Fundamente in schwerster Arbeit tammt hatten, mußten abgefahren werden. Der Dom selbst wurde baupolizeilich gesperrt, niemand durfte seine Säulen und Wände

Schiffe mehr betreten. Sein Inneres wurde ganz ausgedünnt. Man sieht heute nur noch die Arbeitsgerüste und fleißig schaffende Handwerker. Dort, wo der Weinbrand sich breitet, die Orgel erbaute und die Gläubigen stromen wieder kamen, ist seit Jahren Hammerklang und schweres Arbeitsgedröhne zu vernehmen.

Aber der herrliche alte Dom, der Jahrhunderte überdauert hat und das künstlerische Können unserer Altordern ehrsüchtig gebietend uns zeigt, wird bald neu erlesen, verjüngt in seinen Mauern und dadurch auch in seinen Türmen, die sicherlich weitere Jahrhunderte hinaus schauen werden zur Ehre des Rheines, der Stadt Mainz und Deutschlands.

Verträumtes Danzig

Von Robert Seig.

Eine kleine schmale Gasse geht selbstbewußt auf die große Brigittenkirche zu — die Professorengasse. Das Gefühl, daß sich dicht hinter ihr die gewaltige Katharinenkirche erhebt, scheint sie nicht im geringsten bekommen zu machen. Unverändert durch die Zeit hat sie die wenigen Häuser, die ihr anvertraut sind, an die hohen Mauern gelagert in der innigen Gewisheit, daß sie zu diesen Kirchen gehört. Nichts hat ihr Name zu akademischer Würde zu tun, — Wände konnte sie früher beherbergen, die das Ordensgelände — den Hof — abgeleitet hatten und bereiteten sie ihren Namen führt. Ihre alten Vertrauten sind längst gestorben und heute hat eine Schloßerei einen großen schmalen Hof. Schüssel an ihren Ausgängen hängt. Aber trotz dieses herben Abschlusses wagt sich der armliche Nonnenhof, der sich im Bogen um Sankt Brigitten zieht, noch immer dicht an die Professorengasse heran — dieser Nonnenhof, an dessen Türen kleine vergrämte Schilber Schuhmacher und Korbschneider ankündigen und an dessen Fenstern es zwischen alten mühsamen Blattplanzen noch Gläser mit Goldfäden gibt. In den äußersten Winkel dieser Gasse, auf einen Hof, dessen Eingang mit Wälscheinen verbarrikadiert ist, hat sich eines jener letzten aussterbenden Ranzelhäuser gelagert. Immer noch schwingt sich, wenn auch mühsam und abgetreten, die schmale Treppe gütlich zu dem hölzernen Vorbau hinauf — immer noch hat sich das alte Geländer mit blühenden Geranien und Fuchsen geschmückt — immer noch blühen durch die aufgekloppten oberen Jalousien der Türen aufgehängte weiße Tücher und Kissen, denn freudig möchte dieses Haus aussehen, um zu verbergen, daß seine Zeit schon vorüber ist.

Zwei andere Ranzelhäuser haben sich trotziger als dies versteckt am Hofhof direkt an die Straße gestellt. Das eine schließt sich in der Spandhauschen Kugelform grau und verbogen wie ein Spitz aus der Reihe der Fachwerkhäuser heraus, während das andere an der Trinitatiskirche einem beinahe Luft gibt, darin zu wohnen. Letztendlich in seiner schlanken Eleganz könnte man den freistehenden Giebel dieses Hauses nennen mit dem fröhlichen Holzgitter seines emporentrenden und geschwungenen Fachwerkes.

Verträumtes Danzig — nur wenige Schritte hinter dem lebhaften Fischmarkt haben im Ranzelsteigen alte Schiffe auf den Bänken in den hölzernen Beischlagen ihrer winzigen Häuser Feierabend gemacht. Vor ihnen auf der lustigen Radwege schaukeln Ruderboote, und Kinder planchen vergnügt in dem grünen Wasser herum. Sie wissen nichts davon, daß diese Gasse und ihre Fortsetzungen, der Hofhof und der Niedere Seigen in vergangenen Tagen eine gemiedene Gegend waren, der man den Namen „Berlorene Ecke“ gegeben hatte. Dieser verurteilte Teil zog sich bis zu dem heutigen Fochelwerk. Langt sind die hakenförmigen Beischlagen, die den Bewohnern dieses Viertels einst als Schutzwehr gegen feindliche Überfälle gedient hatten, verschunden. Nur der Name erinnert noch an sie. Vinden duften heute durch die Gassen und nichts gemahnt mehr an jene kriegerischen Zeiten, in denen armliche Fischer mit ihrer geringen Habe in die Holzboje der pommerellischen Herzöge flüchten mußten, die sich dicht an ihrem Sackwerk erhob. Im Gegenteil — gerade die kleinen Häuser im Ranzelsteigen atmen in dem vielen Holz, mit dem sie sich umgeben haben, dieses warme abendliche Aussehen, das aus den großen steinernen Straßen geflohen ist.

Friedlich ist der Name, den das Tor an der Hundegasse trägt, das Ruztor, durch das man einst über die Ruzbrücke das Vieh auf die Weiden der jehigen Speichertiefe trieb. Aber friedlicher noch ist an dieser Stelle die Wotz. Ein Gewebe aus Entengries hat sie über

ihre Wasser gezogen. Sie ist vor den kleinen grünen Veranden, die sich eng an ihre Ufer drängen, und vor diesen sonderbaren Häusern, die nur zwei Fenster haben und ein Dach darüber, zur Jähle geworden, denn der Hauptverkehr auf diesem Rottlau-Arm geht nur bis zur benachbarten Grünen Brücke im Zuge der Langgasse. Nur bis hierher erstreckte sich in Alt-Danziger Gassezeiten der Mastenwald der Schiffe, und die abseits liegende Ruzbrücke durfte trotz ihrer Nähe die stolzen Koggen am Ranztor, die von allen Küsten der Welt zu berichten wußten, nur wie ein fernes großes Ereignis erleben.

Es ist seltsam, wie dicht in Danzig Nachts und Traum beieinander wohnen, lautes pulsantes Leben und weltvergeßene Stille. Eben noch die Raschheit der Langgasse und schon vergeht die Zeit ganz nahe in dem Pfarrhof am Sankt Marien vor dem schmalen Rastanienbaum das Maß ihrer Schritte. Eben noch die Emsigkeit der Dampfer und Röhne an der Langen Brücke und schon lehnt in den Winkeln des versteinerten Ganges an der Johannis-kirche klösterliches Schweigen. Eben noch Arbeit und Hast vor den spitzgiebligen Speichern der Insel und schon wächst in der Judengasse schwer und still die unergiebig schöne Giebelhaube der „Grauen Gans“ auf, von der man kaum zu sagen mag, daß sie ein Speicher ist und daß hinter ihren vierundzwanzig runden, steinernen Fensterbögen nur Waren aufgeschichtet lagen, aber keine Menschen wohnen, die ein festliches Leben noch zu führen verstanden.

Und neben der Retroität des Hauptbahnhofs wartet das Entlein unter den Kirchen Danzigs, die kleine Elisabethkirche an der Weichmühlgasse, auf einen willigen Zuhörer, dem sie erzählen kann, daß ihr zierlicher Turm einst den Glendehof, das Spital des deutschen Ritterordens, bewachte.

Fünfhundert Jahre und mehr sind darüber vergangen und noch immer stehen die Taten dieses Ritterordens stark und wichtig vor uns, lebendig sind sie geblieben, so wie die Große Wäule, die einst von diesem Orden gebaut wurde, und aus der noch heute das harte Lied der Arbeit klingt. So wenig haben ihr die Wäule der Zeit anhaben können. Eine Insel liegt sie mit dem alten Mäuerwerk hinter dem kleinen Kirchlein von Sankt Elisabeth, verträumt mit grünen Büschen in den Stunden der Ruhe. Aber unter diesem Traum dehnt sich der Atem freudigen Schaffens, der seit den Tagen frühesten Erinnerung die alte deutsche Stadt an der Rottlau durchströmte.

Weinlese

Schon zur Zeit Karls des Großen galt der Oktober als der eigentliche Monat der Traubenernte; deshalb wurde dieser Monat schon damals Weinmonat genannt. Wegen seiner Verdienste um die Anpflanzung des Weines wird Karl der Große auch heute noch bei den deutschen Winzern verehrt; in Sagen wird diefer Fürst gefeiert, wie er noch jetzt die rebenbegleiteten Fikuren des Rheines und der Mosel durchstreift und sich über die große Ausbreitung des Weinbaus freut, wie dies der Dichter Emanuel Geibel in die Verse sagte:

„Am Rhein, am grünen Rhein, da ist so mild die Nacht, Die Rebenhügel liegen in goldner Wondespracht. Und vor den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her, Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwarz. Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewaltiger Hand Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land. Er ist heraufgestiegen zu Nachen aus der Gruft Und segnet seine Reben und atmet Traubenduft.“

Die Vorbereitungen zur Weinlese machen sich bereits einige Wochen vorher bemerkbar. Bei den Winzern werden die Fässer herorgeholt und zurechtgemacht. Die Keller werden in Ordnung gebracht. Meistens schon im August werden die Weinberge geschlossen, dann haben sich selbst die Weiber keinen Zutritt mehr. Nur noch die Flurschützen und Wächter dürfen dort ein- und ausgehen. Dort, wo besonders edle und teure Weine wachsen, ebenso wie dort, wo der Weinbau im großen betrieben wird, ist jetzt die Weinlese oft zu einer rein geschäftlichen Angelegenheit geworden und von einem lustigen Volkstreiben in den Tagen der Weinerte ist nicht mehr viel zu merken. In Weinbergen ist nicht mehr viel zu merken. In Weinbergen mit den teuersten Trauben ist sogar manchmal das Rauchen von Beeren verboten, höchstens Dreieck bildet. Im Schwann sei der Rospitz

den der Bestier eines solchen Weinbergs den Arbeitern und Arbeiterinnen billiger Trauben verkauft, die sie während der Arbeit verzehren können, obgleich es schon in der Schrift heißt, daß man dem Weinenden das Maul nicht verbinden soll.

Enders ist dies in Gegenden, wo noch der kleine Weinbergbesitz vorherrscht. Dort wird jedesmal die Weinlese zu einem fröhlichen Volksfest, besonders, wenn der Wein gut geraten ist. Ist der Tag herangekommen, an dem die Weinlese beginnen soll, so herrscht in den Weinbauern mit kleinem Besitz schon am frühen Morgen das regste Leben. In ganzen Trupps ziehen die Bewohner der Dörfer hinaus zur Weinberge. Aber zunächst muß sich die Jugend noch damit begnügen, sich die Zeit vor den Weinbergen durch allerlei Kurzweil zu vertreiben. Erst wenn die Glöcke vom Turm den wirklichen Beginn der Weinlese anzeigt, ist das Betreten der Weinberge gestattet. Hat aber die Glöcke dieses Zeichen gegeben, so ist kein Halten mehr. Dann eilt alles hinaus in die rebenbespangenen Anhöhen. Von den Bergen hallen die Wälschüsse und aus den Weingärten hinaus und vom Dorfe her antworten Wälschschüsse. Es stellt sich nicht an, umgürten. Unter Vorantragen eines Bildes des heiligen Urbans, des Schutzheiligen des Weinbaus, ziehen die Winzer mit ihren Angehörigen durch das Dorf. Auf einem Bogen wird der Weinbäuer mitgeführt, eine Gestalt aus Stroh, Fischen und Weinreben. Am Abend flammen auf den Bergen Freudenfeuer auf, von neuem schallen Föllern- und Wälschschüsse in die Täler hinab. In den Wälschhäusern aber geht es am Abend noch lustig zu.

Im Frühling und Vorfrühling hatte es der Schutzheilige der Winzer, Sankt Urban, mit ihnen gut gemeint, und der Urbanstag „eist“, der 25. Mai, der unter Umständen seine Wunden und Tücher hat und von dem nach althergebrachtem Winzerglauben die Weinerte wesentlich abhängt, ist in den meisten Weinbergen glimpflich, das heißt ohne starke Wälschschüsse vorübergegangen; denn nach zahlreichen alten Bauern- und Wetterregeln ist Sankt Urban nicht zu trauen:

Urbanmachtstrost gibt den Reiz, Wenn Seroz was übrig läßt.

Die Sonne mit ihren lebensweckenden Strahlen zeigte dann auch zunächst ein freundliches Gesicht, aber in den für die Reife des Weines entscheidenden Monaten Juli und August hatte der Regengott allzu sehr die Herrschaft. Der Weinstock ist eine ausgebrochene Trockenpflanze. „Was Null und August nicht gräten, läßt der September ungeraten.“ Ist eine alte Bauernweisheit. Die namentlich vom Wein gilt, so daß danach der „Seroz“ kaum einen guten Tropfen in Aussicht stellt.

Himmelsrundschau für Oktober 1928

Von Max Balier.

Das frühe Eintreten der Dunkelheit im Berichtsmonat ist der Beobachtung des Sternhimmels zu bequemen Abendstunden äußerst günstig. Der Himmel vereinigt im Oktober die Reize sommerlicher Fragens in der frühen Dämmerung gegen 18 Uhr mit der Pracht hochwintertlicher Bilder, die schon um Mitternacht das ganze Offeld erfüllen. Für die Beschreibung des eigentlichen Oktoberhimmels sei die Stellung zur Monatsmitte um 21 Uhr gewählt.

Ueber dem Gesichtskreisbogen Nordwest-Weit versinken joeben Bootes, Krone und Schlangenträger während Herkules' markige Gestalt aufrecht oberhalb der Dünste des Luftkreises über dem Westpunkt steht. Der gelbrötlich flammende Hauptstern, Alpha Herculis, ist den Altmonaten als Gigant von mehrmilliardenfacher Sonnengröße und als veränderlicher Stern bekannt; den Himmelsfreund interessiert er hauptsächlich, weil er ein schöner Doppeltstern mit einem 4,8 Bogensekunden entfernt stehenden, blaustrahlenden Begleitstern ist. Endlich sei noch auf den zwischen den Sternen Eta und Zeta des Herkules stehenden, als rundlicher Nebel erscheinenden Sternhaufen hingewiesen, der sich in stärkeren Fernrohren in über 3000 sonnenklar strahlende Einzelsterne auflösen läßt. Ueber Südwesten mächtig erhöht, den Himmelsgleicher schneidend, zieht der Adler dahin, dessen Hauptstern Altair mit den Hauptsternen der Fregat, Wega und des Schwanen Fench. Das große, schon in der Dämmerung auffällig herortretende spätkommerliche Sternbild bildet. Im Schwann sei der Rospitz

des kreuzförmigen Bildes der Beobachtung mit blendend. Durch Wöden kreist die Sonne Tag und Nacht am Himmel und entzieht den verbleibenden Gebirgen, den unermesslichen Schneehalden das äußerste — und innerste — an glimmenden, klimmenden, strahlenden, lodern den Feuern. Weiße Felder über blauen, über mächtig grünen Schattien. Nichts von dem weichen Gold und Orange über Norwegens Risten, wenn es Mitternacht wird. Alles steht unbarmherzig hart und unerschleiert in der großen weißen Helle. Alles gleicht metallisch. Als wir in der Kabine erwachten, stand dies silbergetriebene Bild, vom Bullauge eingeraht, in seiner ganzen Schärfe da, etwa dem Blick vom Jungfraujoch vergleichbar, — diese Szenerie unmittelbar aufs Meer gesetzt zu denken. Wenn nicht Landschaftsvergleiche immer übel wären. Und unter jedezehntausend Tonnen dampfer, quer vor die Bucht gelegt, schien ihre ganze Mündung auszufüllen. Man scherzte, ein Berg, ein Vorort von Berlin. Die „Berlin“ sperrt die Magdalenenbait. Und die Ausländer an Bord waren ein bischen eifersüchtig auf die kolonialistische Ausdehnung der Reichshauptstadt. Als die Barkassen uns mehr denn drei Seemeilen über das spiegelnde silberne Wasser trugen, als die ersten Eisbänken der Fahrt begegneten, schrumpften die sieben Dicks des hohen Hauses zusammen; zwei Fahrtrinnen zu beiden Seiten zeigten sich, wurden breiter und breiter. Als wir am Geröllstrand landeten auf Siegen, die die Matrosen geschwind und geschickt vor Stummen erbaut hatte die schwimmende Vertreterin der Willenstadt sich in die bekannte „Aufschale“ verwandelt. Einzig an diesem Vorgang wurde die Waage der spigen Berge und der Nacht sachlich.

Ein Donner empfangt uns. Kein Willkommensschuß etwa eines einsamen Eisbärjägers. Der Gletscher in Person begrüßt auf seine Art die Eindringlinge. Der Gletscher bricht, der Gletscher kragt, der Gletscher brüllt. Die Flut rauscht auf — verdächtige Wasser flüchten in hoher Springwelle landwärts, türkisfarbene amethystblaue, malachitgrüne Blöcke sind herabgeschmettert. Der Seemann nennt sie Gletscherkalber.

Gepanzert ist die Bucht mit Gletschern. Bis in ledig bis achtzig Meter Höhe breiten sie die Stirn, die — von irgendeinem geheimnisvollen Leben, Schmelzwasser oder Veränderungen im Grundbau der Erde, durchpulst — gerührt und mit Boltern, Tosen und Brausen ihre Eismassen niederstürzt. Nicht grundlos hatte tags zuvor der Kapitän die Gletscherstürmer gewarnt: Die Spalten sind nicht das gefährlichste. In die von geisterndem Schimmer durchglühenden Spalten, die schreckhaft tief, geschnitten, verzackt, kreuz und quer die Felsen aus einander reißen, haben wir vom Flugzeug aus gefahrt, von Bord unseres „Falken“, der unterwegs an Wälderdeck verankert, in den Spalten aufstieg und Blöcke in andurchforschte Wälschsamkeit vergönnte. Sein Motor überlöt den Beifzug des Gletschers und weckt die tausende, zehntausende von Vögeln aus ihren Felsenklüpfen, die mit schrillen Schreien, ohrenbetäubendem Getöse aufschwirren und wie Wölken um den unerklärlich großen und mächtigen Feind der Luft flüchten. Jähnen, ihrem Gwano, dankt die Zundra, das hängende Moor an der Steilhalde des Rotgesberges, seine Flora. Hochalpenvegetation blühender Moose, zierlichen roten Steinbrechs, violetter Vinselblümchen. Ueber der Moräne finden sich sogar große wachsgelbe Anemonen. Professor Miethe nennt diese blumigen Gesilde auf dem torfigen, gepolsterten Boden „ein natürliches Wälsch in arktischer Umgebung.“ Es ist gut, daß auch das Blumenpflücken hier mit Gefahr bedroht ist, daß in schwelenden Moos: unsichtbare Gelschläufe gähnen, Sumpfstellen den Trüß gleiten lassen. Sonst würden die geringen feleren Gäste dieser unbewohnten Gegenden schonungslos das Pflanzenleben austöten.

Ungezählte Male am Tag dröhnt der Warnruf der Gletscher rings um die Bucht — das Auge nimmt aus der Ferne nur ein gewaltiges milchiges Stäuben oben wahr und, meeresnahe das Aufklaffen der splittrenden Eisblöcke, den Schaum der steigenden Flutwege. Wer sich herabwagt, den überfällt ein Schwindel im Brall und Schraum und Luftdruck der Eis- und Wassermengen und ihres Grollens. Sideren Auszug genährt die mitten in der Nacht vorpringende „Gräberhalbinsel“, die in offenen, verrosteten Särgen die bröckelnden, von War und Fuchs benagten Gebeine verschollener Wälschfänger birgt; sie schlugen vor zweihundert Jahren sich gegenseitig tot. Stätte des Grauens? Menschenrakte und Menschenleben scheinen gleichermassen winzig.

Die Gletscher kalben

Von Anna Kapptein.

Ein Glanz, ein Glanz, ein silberweisses Schweben. Ende oder Anbeginn der Welt? Mit der für alles, was wir an Kulturbegegnungen mitbringen. Anfang der Urweltlichkeit, des Einblicks in die schaffenden Kräfte der Elemente. Obgleich wir uns die Arktis als ein Tod vorstellen. Auch der Begriff Mondkaterlandchaft stimmt nicht. Denn nicht erschöpfen wirkt Soaborg, sondern aus eigenem Lichte leuchtend. Ueberirdisch leuchtend, augen-

merkend. Durch Wöden kreist die Sonne Tag und Nacht am Himmel und entzieht den verbleibenden Gebirgen, den unermesslichen Schneehalden das äußerste — und innerste — an glimmenden, klimmenden, strahlenden, lodern den Feuern. Weiße Felder über blauen, über mächtig grünen Schattien. Nichts von dem weichen Gold und Orange über Norwegens Risten, wenn es Mitternacht wird. Alles steht unbarmherzig hart und unerschleiert in der großen weißen Helle. Alles gleicht metallisch.

Als wir in der Kabine erwachten, stand dies silbergetriebene Bild, vom Bullauge eingeraht, in seiner ganzen Schärfe da, etwa dem Blick vom Jungfraujoch vergleichbar, — diese Szenerie unmittelbar aufs Meer gesetzt zu denken. Wenn nicht Landschaftsvergleiche immer übel wären. Und unter jedezehntausend Tonnen dampfer, quer vor die Bucht gelegt, schien ihre ganze Mündung auszufüllen. Man scherzte, ein Berg, ein Vorort von Berlin. Die „Berlin“ sperrt die Magdalenenbait. Und die Ausländer an Bord waren ein bischen eifersüchtig auf die kolonialistische Ausdehnung der Reichshauptstadt. Als die Barkassen uns mehr denn drei Seemeilen über das spiegelnde silberne Wasser trugen, als die ersten Eisbänken der Fahrt begegneten, schrumpften die sieben Dicks des hohen Hauses zusammen; zwei Fahrtrinnen zu beiden Seiten zeigten sich, wurden breiter und breiter. Als wir am Geröllstrand landeten auf Siegen, die die Matrosen geschwind und geschickt vor Stummen erbaut hatte die schwimmende Vertreterin der Willenstadt sich in die bekannte „Aufschale“ verwandelt. Einzig an diesem Vorgang wurde die Waage der spigen Berge und der Nacht sachlich.

Ein Donner empfangt uns. Kein Willkommensschuß etwa eines einsamen Eisbärjägers. Der Gletscher in Person begrüßt auf seine Art die Eindringlinge. Der Gletscher bricht, der Gletscher kragt, der Gletscher brüllt. Die Flut rauscht auf — verdächtige Wasser flüchten in hoher Springwelle landwärts, türkisfarbene amethystblaue, malachitgrüne Blöcke sind herabgeschmettert. Der Seemann nennt sie Gletscherkalber.

Gepanzert ist die Bucht mit Gletschern. Bis in ledig bis achtzig Meter Höhe breiten sie die Stirn, die — von irgendeinem geheimnisvollen Leben, Schmelzwasser oder Veränderungen im Grundbau der Erde, durchpulst — gerührt und mit Boltern, Tosen und Brausen ihre Eismassen niederstürzt. Nicht grundlos hatte tags zuvor der Kapitän die Gletscherstürmer gewarnt: Die Spalten sind nicht das gefährlichste. In die von geisterndem Schimmer durchglühenden Spalten, die schreckhaft tief, geschnitten, verzackt, kreuz und quer die Felsen aus einander reißen, haben wir vom Flugzeug aus gefahrt, von Bord unseres „Falken“, der unterwegs an Wälderdeck verankert, in den Spalten aufstieg und Blöcke in andurchforschte Wälschsamkeit vergönnte. Sein Motor überlöt den Beifzug des Gletschers und weckt die tausende, zehntausende von Vögeln aus ihren Felsenklüpfen, die mit schrillen Schreien, ohrenbetäubendem Getöse aufschwirren und wie Wölken um den unerklärlich großen und mächtigen Feind der Luft flüchten. Jähnen, ihrem Gwano, dankt die Zundra, das hängende Moor an der Steilhalde des Rotgesberges, seine Flora. Hochalpenvegetation blühender Moose, zierlichen roten Steinbrechs, violetter Vinselblümchen. Ueber der Moräne finden sich sogar große wachsgelbe Anemonen. Professor Miethe nennt diese blumigen Gesilde auf dem torfigen, gepolsterten Boden „ein natürliches Wälsch in arktischer Umgebung.“ Es ist gut, daß auch das Blumenpflücken hier mit Gefahr bedroht ist, daß in schwelenden Moos: unsichtbare Gelschläufe gähnen, Sumpfstellen den Trüß gleiten lassen. Sonst würden die geringen feleren Gäste dieser unbewohnten Gegenden schonungslos das Pflanzenleben austöten.

Ungezählte Male am Tag dröhnt der Warnruf der Gletscher rings um die Bucht — das Auge nimmt aus der Ferne nur ein gewaltiges milchiges Stäuben oben wahr und, meeresnahe das Aufklaffen der splittrenden Eisblöcke, den Schaum der steigenden Flutwege. Wer sich herabwagt, den überfällt ein Schwindel im Brall und Schraum und Luftdruck der Eis- und Wassermengen und ihres Grollens.

Sideren Auszug genährt die mitten in der Nacht vorpringende „Gräberhalbinsel“, die in offenen, verrosteten Särgen die bröckelnden, von War und Fuchs benagten Gebeine verschollener Wälschfänger birgt; sie schlugen vor zweihundert Jahren sich gegenseitig tot. Stätte des Grauens? Menschenrakte und Menschenleben scheinen gleichermassen winzig.

Wenn um uns her „die Gletscher kalben“. Unsere Schiffsleute machen lelenruhig mit Schwemmhölz ein Feuer unterm Kessel an und strauen einen rauchenden „Brug“ — und nach Brauch und Sitte pinxelten die Ralkundigen unter ihnen auf dem breiteren Erinnerungs-mal, das jedes Schiff an solchem Geschehe hinterläßt, die verrosteten, verwitterten Runen des Norddeutschen Lloyd sauberlich nach zum Brug für die spärlichen Römmlinge künftiger Jahre.

Inzwischen wird es Zeit zur „Seinfahrt“. Wie wird der große Dampfer als Heim empfunden nach der brütenden Oede der grausamen, herberglosen Land- und Eischaft! Langsam bahnen die Barkassen sich jetzt die Furt. Ueberall sparten Gletscherkalber, die dem offenen Meere zutreiben, phantastisch a-ta-türmt, den Auslauf.

Oktoberfest

Von Alois Brunner-München.

Seitige Oktoberfestzeiten, da die Maß noch vierundzwanzig Pfennig kostete, da sich der Mensch für zwanzig Pfennig einen Stedersisch kaufen, für eine Maß an Bratwürstchen fast essen oder gar für zwei und eine halbe Maß ein knusprigbraunes Bratbrotel kriech vom Spele weg erstehen konnte.

Sorglose Zeiten, da sich das Hauptgespräch an den Vierteln in der Augustinerstraße um das neue Schaummaßeset, um Herrn von Orterers letzte Landtagskapitulation und um Ludwig Thomas beifenden Spott drehte, da noch niemand etwas von Weltkrieg und Kellogg-pakt, von Revolution und Spartakusherrschaft ahnte.

Fröhliche Zeiten da noch der alte Prinz-regent unter dem ehrlich gemeinten Jubel von hunderttausend Arbeitern und Bürgern zwischen dem himmelblauen Spalter des Leib-regiments und der Regimenter „König“ und „Kronprinz“ hindurch auf die Oktoberwiese einfuhr. Da schwand aller Habz, denn das Oktoberfest kannte nur ein einziges lütliges gemüthvolles Volk ohne Standes- und Partei-unterschiede.

Der Krieg und seine Folgen haben ihm gar übel mitgespielt, diesem Oktoberfest, ohne das sich der echte Münchner keinen Herbst denken konnte. Denn sieben Jahre lang hat die Stadt auf das Oktoberfest verzichten müssen, sieben Jahre, in denen die alte bayerische Lebensfreude fast zu schwinden schien, um dann doch allen Widrigkeiten zum Trotz elementar und unbändig wieder durchzubringen.

Wieder steht die Bavaria an ihrem hohen Sockel auf der Theresienhöhe herunter auf das Getriebe zu ihren Füßen. Die weißen Riesen-zeile und die Holzburgen der Brauereien ragen aus dem Gemimmel der kleineren Duden hervor, die Wälschtraben und Riesenräder recken ihr Holzgerippe zum bayrischblauen Himmel hinauf, die scharfen Däfte der Stedersichbratereien, der liebliche Wohlgeruch der Bratwürstchen streichen um die Nase der ehernen Gestalt, und am liebsten möchte die Bavaria dort oben den Kranz aus der Hand legen und den Wälschzug ergreifen, das Wälschziehen des Oktoberfestes.

Doch noch mehr zeigt die Theresienhöhe ihr wahres Gesicht, wenn die Lichte zu Hundert-tausenden brennen, wenn die Karussells auf Dugenden jubeln und schrillen, heulen und quieken, wenn die Riesenräder feurige Kreise gegen den nachtdunklen Himmel zeichnen, wenn vor den Schaubuden die Ausrufer sich heiser schreien, wenn in den Bierzellen und -Burgen kein Platz mehr zu finden ist, wenn sich die krugeroffenen Kellnerinnen mit akrobatischen Geschicklichkeit durch das Ge-wühl drängen, die Däken am Spele sich drehen und eine Maß Bier nach der anderen den Weger des Alltags die immer durstige Münchner Kehle hinabgeschwemmt. Da sitzt der Arbeiter aus Giesing neben dem Ministerialrat aus Bogenhausen einträchtig am Tisch, und beide, die im Alltagsleben keine Berührungspunkte finden können, sind sich vollkommen darüber einig, daß einer neuen Bierpreis-erhöhung mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten werden muß. Alles Tremende schwindet, denn mer das Oktoberfest befehlt, der fühlt sich als Glied einer mitempfindenden großen Gemeinde der Anhänger der guten alten bayerischen Gemüthlichkeit.

Solange das Oktoberfest jedes Jahr wieder-kehrt, solange das Bier nicht verfliegt, wird auch der alte, mitunter recht grobe, doch immer eheliche Münchner nicht verschwinden.